

Bernard
Shaw
Der Kaiser
von
Amerika

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1862

Bernard Shaw, geboren am 26. Juli 1856 in Dublin, ist am 2. November 1950 in Ayot St. Lawrence/Hertfordshire gestorben. Er gilt als meist gespielter Dramatiker unseres Jahrhunderts, seine Stücke zählen zu den weltweit erfolgreichsten aller Zeiten. 1925 wurde Shaw mit dem Nobelpreis ausgezeichnet.

In seiner Komödie *Der Kaiser von Amerika* beleuchtet der zweiundsiebzigjährige Autor auf nachdenklich witzige Weise die Schwachstellen der Demokratie. Entstanden ist dabei ein heiteres Lehrstück über die nicht ernst genug zu nehmenden Rechte und Pflichten des Staatsbürgers sowie über die Illusionen, die gemeinhin über das funktionsfähige Zusammenspiel dieser beiden Kräfte gehegt werden.

König Magnus, konstitutioneller Monarch in einem künftigen England, möchte sich nicht mehr damit begnügen, lediglich zu Repräsentationszwecken benutzt zu werden, und droht, seine Popularität beim Volk effektiver zum Einsatz zu bringen und sich als Abgeordneter des Unterhauses aufstellen zu lassen, wenn man ihm nicht die gleichen Rechte einräumt wie seinen vermeintlich einflußreicheren Ministern. Das Land ist, wie so oft, wieder einmal in einer schweren Krise. Da kommt aus den Vereinigten Staaten, die mittlerweile die ganze westliche Welt »vereinigt« haben, das Angebot, den britischen Monarchen zum Kaiser von Amerika zu ernennen. Der Trugschluß, damit aus der bisherigen Rolle der Marionette schlüpfen zu können, läßt sich vorzüglich als Druckmittel verwenden, enthüllt aber vor allem die tieferliegende Problematik, daß nämlich »das Engagement für politische Prinzipien, das wir bekunden, nur eine Maske für unsere Vergötterung prominenter Personen ist« (Bernard Shaw).

Bernard Shaw
Gesammelte Stücke in
Einzelausgaben

Herausgegeben von
Ursula Michels-Wenz

Band 13

Bernard Shaw
Der Kaiser von Amerika

*Eine politische Extravaganz
in zwei Akten
und mit einem Zwischenspiel*

Deutsch von Annemarie Böll
und Heinrich Böll

*Mit der Vorrede des Autors
und einem
Interview von G. W. Bishop*

Suhrkamp

Originaltitel: *The Apple Cart*
Erste englischsprachige Ausgabe London 1930.
Die Vorrede von 1930 wurde für die vorliegende Ausgabe leicht
gekürzt.
Die erste deutsche Übersetzung des Stückes erschien noch vor der
englischen Originalausgabe in Berlin, 1929.
Das Interview von G. W. Bishop wurde am 8. September 1929 in *The
Observer*, London, veröffentlicht. Deutsche Übersetzung für diesen
Band von Ursula Michels-Wenz.
Sämtliche Texte revidiert nach der Ausgabe letzter Hand.

2. Auflage 2018

Erste Auflage 1992
suhrkamp taschenbuch 1862
© The Estate of Bernard Shaw 1957
© der deutschen Ausgabe in der vorliegenden
neuen Übersetzung
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1973
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Uhl + Massopust
Printed in Germany
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-518-38362-9

Inhalt

Vorrede 9

Der Kaiser von Amerika 39

G. W. Bishop:

Ein Spaziergang und

ein Gespräch mit Bernard Shaw 137

Editorische Notiz 149

Zeittafel 154

Vorrede zu
Der Kaiser von Amerika

Die ersten Aufführungen dieses Stücks im In- und Ausland haben bei verschiedenen Leuten die Erwartung erweckt, daß ich dem Stück bei der Buchveröffentlichung als Vorwort eine ausführliche Abhandlung über Demokratie mitgeben und darin erklären würde, warum ich, zuvor ein ausgesprochener Demokrat, offensichtlich ins andere Lager übergewechselt und ein begeisterter Royalist geworden bin. In Dresden wurde die Aufführung tatsächlich als eine Blasphemie gegen die Demokratie untersagt.

Was sollte die ganze Aufregung? Ich hatte eine Komödie geschrieben, in der ein König den Versuch seines vom Volke gewählten Premierministers verhindert, ihm das Vorrecht zu nehmen, die öffentliche Meinung durch Presse und öffentliche Reden zu beeinflussen, den Versuch, ihn – kurz gesagt – zu einer bloßen Marionette zu machen. Statt sich zu einer bloßen Marionette machen zu lassen, ist der König bereit, seinen Thron aufzugeben und die offensichtlich sehr rosige Chance wahrzunehmen, sich selbst vom Volk zum Premierminister wählen zu lassen. Diejenigen, die glauben, daß unser allgemeines Wahlrecht Parlamente hervorbringt, die das Volk repräsentieren, müssen diese Lösung des Problems für vollkommen demokratisch halten und werden daher annehmen, daß der Premierminister sie sofort freudig akzeptiert. Aber der weiß es besser. Ein solcher Wechsel würde die antidemokratisch royalistischen Wähler gegen ihn aufbringen und den einzigen Mann in der Öffentlichkeit, dessen Fähigkeiten er zu fürchten hätte, zu seinem Rivalen machen. Das komödienthafte Paradox der Situation besteht darin, daß der König siegt, nicht indem er seine königliche Autorität gebraucht, sondern indem er droht, auf diese zu verzichten und sich der demokratischen Wahl zu stellen.

Daß so viele Kritiker, die sich selbst für glühende Demokraten halten, den rein persönlichen Triumph des durch Erbfolge amtierenden Königs über den gewählten Minister für einen

Triumph der Autokratie über die Demokratie, und die Dramatisierung dieses Triumphs für einen Akt des politischen Verrats von seiten des Autors halten, überzeugt mich davon, daß das Engagement für politische Prinzipien, das wir bekunden, nur eine Maske für unsere Vergötterung prominenter Personen ist. *Der Kaiser von Amerika* enthüllt die wirklichkeitsfremde Vorstellung unserer Idealisten von Demokratie und Königtum. Unsere liberalen Demokraten glauben an eine Fiktion, die sich konstitutioneller Monarch nennt, eine Art von Marionette, die sich nicht bewegen kann, bevor nicht der Premierminister ihr seine Finger in die Ärmel steckt. Sie glauben auch noch an eine andere Fiktion, die sich verantwortlicher Minister nennt, der sich ebenfalls nur bewegt, wenn er von den Millionen Fingern seiner Wählerschaft bewegt wird. Aber schon eine ganz oberflächliche Untersuchung zweier solcher Figuren zeigt, daß sie keine Marionetten sind, sondern lebendige Menschen, und daß die angebliche Kontrolle des einen durch den andern und beider durch die Wählerschaft auf nichts anderes hinausläuft als auf eine nicht sehr wirkungsvolle Furcht vor ungewissen und unter normalen Umständen in ziemlicher Ferne liegenden Konsequenzen. Der Mensch, der in unserem politischen System einer Marionette am nächsten kommt, ist ein Kabinettsminister, der einem großen öffentlichen Ressort vorsteht. Falls er nicht über ein ganz ungewöhnliches Maß an Durchsetzungsvermögen und entsprechenden Kenntnissen verfügt, ist er seinen Beamten hilflos ausgeliefert. Was auch immer für Dokumente sie ihm vorlegen, er muß sie unterzeichnen; was immer für Worte sie ihm in den Mund legen, er muß sie wiederholen, wenn er Fragen im Parlament beantwortet; und er muß es mit einer Gefügigkeit tun, die man einem König, der sein Amt ernst nimmt, nicht zumuten kann; denn der König übt sein Amt ständig aus, während die Minister nur für einen gewissen Zeitraum im Amt sind. Diese Zeiträume sind kurz und liegen weit auseinander, und manchmal treffen sie Männer in vorgeschrittenem Alter, die wenig oder gar keine Vorbereitung

für eine Stellung von höchster Verantwortlichkeit genossen haben. Georg der Dritte und Königin Viktoria waren nicht, wie Königin Elisabeth [I.], ihren Ministern an politischem Genie und allgemeiner Tüchtigkeit von Natur aus überlegen, aber aus vielen Gründen, die im Staatssystem zweckmäßig sind, waren sie ihnen notwendigerweise an Erfahrung überlegen, an List, an genauer Kenntnis der Grenzen ihrer Verantwortung und infolgedessen auch der Grenzen ihrer Unverantwortlichkeit: Kurz, sie waren ihnen überlegen an Autorität und Praxis der Macht, wie sie diese Vorzüge hervorbringen. Sehr kluge Leute, die mit Monarchen in Kontakt gekommen sind, waren so beeindruckt, daß sie ihnen außergewöhnliche natürliche Vorzüge zugesprochen haben, die sie, wie wir jetzt aus der historischen Perspektive sehen können, ganz sicher nicht besaßen. Wenn persönliche Fähigkeit und guter Verstand einigermaßen gleichmäßig verteilt sind, so gewinnt in Konflikten zwischen Monarchen und öffentlich gewählten Ministern jedesmal der Monarch.

Im *Kaiser von Amerika* wird diese Gleichheit vorausgesetzt. Sie wird zwar von dem starken Kontrast der Charaktere und Methoden verschleiert, was meine weniger aufmerksamen Kritiker dazu geführt hat, sich darüber zu beklagen, ich hätte die Karten ungleich verteilt, indem ich den König zu einem weisen Mann und den Minister zu einem Narren gemacht hätte. Aber das ist gar nicht die Relation zwischen den beiden. Beide spielen mit der gleichen Geschicklichkeit; und der König gewinnt nicht, weil er schlauer ist, sondern weil er das Trumpf-As in der Hand hält und weiß, wann er es ausspielen muß. Als der besser aussehende Spieler hat er die Sympathie des Publikums. Da er nicht so verwöhnt und mächtig ist wie eine Primadonna, und da seine Stärke nicht in einem kommerziell verwertbaren Talent liegt, sondern in seiner Verkörperung des volkstümlichen Ideals von Würde und Vollkommenheit der Herkunft, muß er dazu erzogen werden, und sich selbst dazu erziehen, gute Manieren als eine unerläßliche Voraussetzung und Bedingung für den Verkehr mit seinen

Untertanen zu betrachten, und solche Genüsse wie Launen, Wutausbrüche, Geschrei, Spötteleien, Fluchen und Füßestampfen, kurz, die vulgären Gewalttätigkeiten und Zügellosigkeiten der Mächtigen, den weniger Hochgestellten zu überlassen.

An seine Minister stellt man wesentlich geringere Ansprüche. Es steht ihnen frei, ihr Ziel dadurch zu erreichen, daß sie Szenen machen, genau berechnete Wutausbrüche bekommen und vulgäre Beschimpfungen anstelle von Argumenten einsetzen, falls sie damit Zeit sparen. Ein kluger Minister wird sich, wenn er in ein Duell mit seinem König verwickelt wird und kein königliches Training erhalten hat, davor hüten, die Waffen zu wählen, mit denen der König ihn schlagen kann. Statt dessen wird er kaltblütig dem vollendeten Benehmen des Königs ein beabsichtigt schlechtes Benehmen entgegenzusetzen und eine scheinbar kindische Weinerlichkeit, die er immer im rechten Augenblick fallen lassen kann, um zu einem ebenso weltmännischen Benehmen überzugehen, wie der König selbst es zeigt; auf diese Weise kann er zwei verschiedene Waffen gegen die eine des Königs setzen. Dies sichert ihm die Vorteile seines eigenen Werdeganges als erfolgreicher ehrgeiziger Mann, der seinen Weg aus der Namenlosigkeit zur Berühmtheit gemacht hat: Ein Prozeß, der einen ausgiebigen Gebrauch der schnelleren und rücksichtsloseren Methoden einschließt, mit denen man die schwächlich Widerstrebenden, die Unvernünftigen, die Schüchternen und die Dummen beherrscht, ebenso aber ein waches Bewußtsein für die Gefahren dieser Methoden, wenn man es mit Personen von starkem Charakter in mächtiger Stellung zu tun hat.

In diesem Licht betrachtet, stellt sich der Kampfstil, den die Gegner in dem Scharmützel zwischen King Magnus und Joseph Proteus anwenden, als eine klare Folgerung aus ihren entsprechenden Stellungen und den vorhergehenden Ereignissen dar, und *nicht* als ein konstruierter Gegensatz zwischen Demokratie und Königtum zum Nachteil der ersteren.

Diejenigen, die diesem Mißverständnis aufsitzen, denken altmodisch. Sie betrachten die Demokratie noch immer als unterlegen in diesem Konflikt. Für mich aber ist es der König, der in jener Zukunft, in die dieses Spiel projiziert ist, auf tragische Weise unterlegen ist; er ist sogar sichtlich schon jetzt mindestens halb unterlegen; ja, die Theorie der konstitutionellen Monarchie setzt eigentlich voraus, daß er ganz unten, und das schon seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts, sein sollte.

Außerdem besteht der Konflikt realiter nicht zwischen dem Königtum und der Demokratie. Er besteht zwischen den beiden und der Plutokratie, die, nachdem sie unter demokratischen Vorwänden die königliche Macht durch reine Gewalt zerstört hat, auch die Demokratie gekauft und verschlungen hat. Das Geld redet, das Geld drückt, das Geld beherrscht den Rundfunk, das Geld regiert; und Könige wie Führer der Labour Party haben gleichermaßen seine Anordnungen zur Kenntnis zu nehmen und sogar – ein verrücktes Paradox – seine Unternehmungen zu finanzieren und seine Profite zu garantieren. Die Demokratie wird nicht mehr gekauft, sie wird geprellt. Minister, die bis ins Mark sozialistisch sind, befinden sich wehrlos in den Klauen der Bruch-GmbH, gelten als ihre Lakaien. Von dem Augenblick an, wo sie das erlangen, was man mit unbeabsichtigter Ironie Macht nennt (gemeint ist die Schufterei im Dienst der Plutokraten), wagen sie nicht mehr, von der Verstaatlichung irgendeiner Industrie zu reden, die auch nur einen Pfennig Profit für die Plutokratie abwerfen könnte, oder einen halben Penny, wenn man sie subventionierte. Diese Verstaatlichung kann noch so lebenswichtig für die Allgemeinheit sein, sie reden nicht mehr davon.

König Magnus' kleiner taktischer Sieg, der im Theater soviel hermacht, läßt ihn in einem schlimmeren Dilemma zurück als seinen geschlagenen Gegner, der sich immer darauf berufen kann, daß er nur ein Werkzeug des Volkswillens ist, während der unglückselige Monarch, der in seiner Verzweiflung auf

die Diktatur setzt – mit der völlig richtigen Begründung, daß die Demokratie jede andere Verantwortung zerstört hat (hat Mussolini denn nicht gesagt, daß in jedem Land Europas ein leerer Thron auf den Mann wartet, der fähig ist, ihn zu besetzen?) – die volle Verantwortung übernehmen und sich allen Vorwürfen aussetzen muß, vor denen Proteus sich drücken kann. In seinem Kabinett gibt es nur einen wohlgesinnten Mann, der Mut und Grundsätze besitzt und von echter Höflichkeit ist, wenn man ihn höflich behandelt, und dieser Mann ist ein kompromißloser Republikaner, sein Rivale in der Anwartschaft auf die Diktatur; die so herrlich ehrliche, ergebene und furchtlose Dame ist auf eine zu verächtliche Weise taktlos, um eine große Hilfe zu sein. Aber mit etwas mehr Erfahrung in der Kunst, mit effizienten Männern und Frauen umzugehen, was etwas anderes ist als die Handhabung von Massenversammlungen, könnte Bill Boanerges diejenigen überraschen, die in ihm nichts als eine Karikatur sehen, weil er sie zum Lachen bringt.

Kurz, diejenigen meiner Kritiker, die den *Kaiser von Amerika* als die Geschichte eines Kampfes zwischen einem Helden und einer Schar von Vogelscheuchen verstehen, haben sich arg getäuscht. Es ist immer riskant, meine Stücke grob nach ihrer Oberfläche zu beurteilen: Man findet dann nur das in ihnen, was man selbst hineininterpretiert, und bekommt auf diese Weise nichts für sein Geld.

Über die Demokratie im allgemeinen habe ich nichts zu sagen, was das Problem weiterführen könnte, als das, was ich schon in meinem *Wegweiser für die intelligente Frau zum Sozialismus und Kapitalismus* ausgeführt habe. Wir müssen zwei voneinander untrennbare Hauptprobleme lösen: Das ökonomische Problem, wie wir das zum Leben Notwendige produzieren und verteilen, und das politische Problem, wie wir diejenigen auswählen, die uns regieren, und wie wir sie daran hindern, ihre Macht in ihrem eigenen Interesse oder in dem ihrer Klasse oder Religion zu mißbrauchen. Wir lösen das ökonomische Problem durch unser kapitalistisches Sy-

stem, das in der Produktion Wunder hervorbringt, aber auf so lächerliche und schreckliche Weise darin versagt, die Produkte auf vernünftige Weise zu verteilen oder so zu produzieren, wie es die soziale Notwendigkeit verlangt, daß man ständig darüber klagt, durch die »Überproduktion« von Dingen gelähmt zu werden, die Millionen von uns verzweifelt brauchen. Unsere Lösung des zweiten Problems heißt: Allgemeines Wahlrecht und Einsetzung jeglicher Autorität durch Wahlen. Dieses Mittel sollte ursprünglich dazu dienen, die Regierenden auf wirkungsvolle Weise daran zu hindern, ihre Untertanen zu tyrannisieren, indem man sie hinderte, überhaupt etwas zu tun, und so alles einer verantwortungslosen privaten Initiative überließ. Aber da private Initiative nichts tut, was nicht dem kleinen Selbst nützlich ist, und heute die Existenz jeder Zivilisation von der schnellen und reibungslosen öffentlichen Durchführung von Initiativen abhängt, die die Privatunternehmungen ersetzen und für die ganze Gemeinschaft nicht nur nützlich, sondern lebenswichtig sind, ist diese als Vorsorge gegen die Tyrannei gedachte Methode zu einem Hemmschuh für echte Demokratie geworden. Die sorgfältig ausgeklügelte Maschinerie von Parlament, Parteiensystem und Kabinett ist in ihrer hemmenden Wirkung so erfolgreich, daß wir mit konstitutionellen Methoden dreißig Jahre brauchen, um die Arbeit von dreißig Minuten zu tun, und baldgezwungen sein werden, den Rückstand von dreißig Jahren mit unkonstitutionellen Mitteln in dreißig Minuten aufzuarbeiten, wenn wir nicht ein Reformgesetz durchbringen, das unsere politische Maschinerie und unsere Verfahrensweise revolutioniert. Wenn wir sehen, daß Parlamente wie das unsrige von Diktatoren in die Gosse gestoßen werden, sowohl in Königreichen wie in Republiken, ist es dumm zu warten, bis der Diktator stirbt oder zusammenbricht und dann nichts anderes zu tun, als die Armen wieder aus der Gosse zu holen und zu versuchen, sie vom Schlamm zu reinigen. Das einzig Vernünftige ist, den Schritt zu tun, durch den die Diktatur hätte verhindert und abgewandt werden kön-

nen, nämlich, ein politisches System zu schaffen, mit dem schnelle, positive Arbeit geleistet werden kann, statt langsamer und wirkungsloser Arbeit, ein System, das dem zwanzigsten Jahrhundert angepaßt ist und nicht dem sechzehnten. — Im vergangenen Oktober (1929) wurde ich gebeten, zu dem riesigen Publikum, das die neue Erfindung des Rundfunks geschaffen hat, über eine Reihe von politischen und kulturellen Themen zu sprechen, die von einem Vorredner unter der allgemeinen Überschrift »Gesichtspunkte« eingeführt worden war. Unter den Themen war auch die Demokratie, die, wie gewöhnlich, in völlig abstraktem Gewand als ein unendlich wohltätiges Prinzip hingestellt wurde, auf das wir vertrauen müssen, selbst wenn es uns erschlägt. Ich war entschlossen, das »Allgemeine Wahlrecht« und die »Bestimmung jeglicher Autorität durch das Wahlrecht« diesmal nicht unter ihrer ehrfürchtigen Maske entschlüpfen zu lassen. Ich hielt folgende Rede:

»Majestäten, Königliche Hoheiten, Exzellenzen, Euer Gnaden und Euer Ehren, Lords und Ladies, meine Damen und Herren, Mitbürger aller Schichten! Ich werde objektiv über die Demokratie zu Ihnen sprechen, das heißt, so wie sie existiert und wie wir alle gleichermaßen mit ihr rechnen müssen, ganz egal, wie wir zu ihr stehen. Stellen Sie sich vor, ich wollte nicht über die Demokratie zu Ihnen sprechen, sondern über das Meer, das in mancher Hinsicht der Demokratie sehr ähnlich ist. Wir alle haben unsere eigenen Ansichten über das Meer. Manche von uns hassen es und fühlen sich nie wohl, wenn sie sich auf ihm oder an seinem Ufer befinden. Andere lieben es und sind nie so glücklich, wie wenn sie sich in ihm befinden oder es betrachten. Manche von uns betrachten es als den natürlichen Herrschaftsbereich Britanniens und seinen sichersten Schutz; andere wünschen sich den Tunnel unter dem Kanal. Aber bestimmte Wahrheiten über das Meer sind ganz unabhängig von den Empfindungen, die wir ihm entgegenbringen. Wenn ich davon ausgehe, daß das Meer existiert, wird keiner von Ihnen mir widersprechen. Wenn ich

sage, daß es etwas schrecklich Gewalttätiges und immer Unzuverlässiges ist, und daß diejenigen, die es am besten kennen, ihm am wenigsten trauen, werden Sie mich nicht gleich anschreien und behaupten, daß ich nicht an das Meer glaube, daß ich es abschaffen wolle, daß ich das Baden verbieten wolle, daß es meine Absicht sei, unsere Handelsflotte zu vernichten, unsere Seebäder zu verwüsten und die britische Marine zu verschrotten. Wenn ich Ihnen sage, daß sie im Wasser nicht atmen können, werden Sie das nicht als persönliche Beleidigung auffassen und mich entrüstet fragen, ob ich Sie für ein minderwertigeres Wesen als einen Fisch halte. Nun, ich bitte Sie, ebenso vernünftig zu sein, wenn ich Ihnen einige harte Tatsachen über die Demokratie mitteile. Wenn ich Ihnen sage, daß sie manchmal äußerst gewalttätig sein kann und immer eine gefährliche und trügerische Sache ist, und daß diejenigen, die als regierende Staatsmänner mit ihr vertraut sind, ihr am wenigsten trauen, dann dürfen Sie mich nicht gleich als einen bezahlten Agenten Benito Mussolinis denunzieren oder erklären, daß ich in meinem Alter ein kämpferischer Tory* geworden bin; Sie dürfen mir nicht vorwerfen, ich wolle Ihnen Ihr Stimmrecht nehmen und das Parlament sowie Rede- und Versammlungsfreiheit und die Geschworenengerichte abschaffen. Noch weniger dürfen Sie sich von Ihren Plätzen erheben und mich als Verfechter der mittelalterlichen Monarchie und des Feudalismus hochleben lassen. An all diesen Extravaganzen bin ich völlig unschuldig. Alles was ich sagen will, ist folgendes: Ob wir nun Demokraten oder Tories, Katholiken oder Protestanten, Kommunisten oder Faschisten sind, wir sehen uns alle einer bestimmten Macht in dieser Welt gegenüber, die man Demokratie nennt, und wir müssen die Natur dieser Macht verstehen lernen, ob wir sie nun bekämpfen oder unterstützen wollen. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Gefahren der Demokratie zu leugnen, sondern uns gegen sie zu schützen, so gut wir können, und

* d. h. Vertreter der Partei der Konservativen.